

## **Einleitung: Sozialtheorie, Antirassismus, Kosmopolitismus**

---

Ausgangspunkt dieser Arbeit ist eine Frage, die auf die Debatte um die Bekämpfung des Rassismus in Brasilien zurückgeht. In einer Gesellschaft, die fast 400 Jahre mit der modernen Sklaverei gelebt hat, ist dieses Problem natürlich nicht neu. Jüngst gewann das Thema allerdings eine besondere Brisanz, denn es hat sich eine transnational vernetzte antirassistische Bewegung gebildet, der es gelang, die Gleichberechtigung von Schwarzen und Weißen in die Sprache einer gesamtgesellschaftlichen Bestrebung zu übersetzen.

Der Rassismus entspricht der Unterstellung einer qualitativen Hierarchie zwischen den Menschen, die aufgrund bestimmter Körpermerkmale imaginär in verschiedene Gruppen aufgeteilt werden. Daraus ergeben sich sowohl sozioökonomische als auch soziokulturelle Folgen. Die Ersten beziehen sich auf die Entstehung einer ungleichen Chancenstruktur, da diejenigen, die in der unterstellten rassistischen Hierarchie schlecht dastehen, im sozialen Wettbewerb (Jobsuche, Zugang zum Schulsystem usw.) systematisch benachteiligt werden. Die kulturelle Dimension des Rassismus drückt sich im Alltag durch Verhaltensformen, Rituale (rassistische Beschimpfungen, Demütigungen) sowie räumliche und soziale Exklusion aus.

Die brasilianische antirassistische Bewegung bekämpft den Rassismus auf beiden Ebenen. Sozioökonomisch tritt die Bewegung für die Etablierung einer realen Chancengleichheit ein, welche die distributiven Folgen des Rassismus neutralisieren soll. Hierfür werden Maßnahmen empfohlen und seit 2001 umgesetzt, die nach dem Muster der US-ame-

rikanischen *affirmative action* schwarze Brasilianer<sup>1</sup> beim Zugang zu begehrten Posten kompensatorisch bevorzugen. Gegen soziokulturellen Rassismus wird in verschiedenen Arenen gekämpft: Einführung antirassistischer Stoffe in die Schulcurricula, Rechtsberatung für Opfer rassistischer Diskriminierung, Verschärfung des Antirassismugesetzes usw. Eine besondere Bedeutung kommt der Aufwertung kultureller Ausdrucksformen zu, die mit einem afrikanischen Ursprung in Verbindung gebracht werden – in der Alltagssprache sammelbegrifflich *cultura negra*, also schwarze Kultur, genannt. Hier liegt die Verbindung zum imaginierten Raum, den der britische Soziologe Paul Gilroy (1993) *Black Atlantic* nennt, auf der Hand: Die brasilianische *cultura negra* wird zum Bestandteil eines transnationalen Kulturkontexts, der die Manifestationen, die in den geographischen Grenzen Brasiliens entstehen, gleichzeitig aufnimmt und inspiriert.

Das politische Problem, von dem hier ausgegangen wird, wirft unterschiedliche theoretische Fragen auf, einige demokratietheoretischer, andere soziologischer Art. Verdichtungspunkt demokratietheoretischer Fragestellungen bildet die Diskussion um die Legitimierung politischer Regelungen, die nicht eindeutig nationalstaatlich eingebettet sind. Es handelt sich also um Maßnahmen zur Bekämpfung des Rassismus, deren Konzeption und Befürworter nicht (nur) in Brasilien anzusiedeln sind. Die Politiken werden im Rahmen eines Netzwerks von Bewegungen transnational diskutiert, obgleich sie nur national implementiert werden können.

Die soziologischen Fragen sind ebenfalls folgenreich und können verschiedenen Bereichen der Soziologie zugeordnet werden. Es geht zunächst allgemein um die Soziologie transnationaler Prozesse und zwar um die Diskussion, wie bestimmte Soziabilitätsmuster, die sich mehr oder weniger national und lokal konstituiert haben, im Rahmen der Vernetzung sozialer Bewegungen transnational vermittelt werden. Welche Rolle spielen etwa dabei die Machtpositionen der Nationalstaaten, aus denen diese Akteure stammen? Konkreter geht es bei der Untersuchung um die Frage nach Übersetzungsmechanismen, die es ermöglichen, dass bestimmte Maßnahmen zur Bekämpfung des Rassismus, die in den USA implementiert wurden, in Brasilien solcherart zum Erfolg führen, dass der Rassismus überwunden wird, ohne dass aber die diametral verschiedenen Muster der Beziehungen zwischen Schwarzen und Weißen in beiden Ländern zwangsläufig angeglichen werden. Die Notwendigkeit einer mikrosoziologischen Entfaltung dieser allgemeinsoziologischen Fra-

---

1 Der Lesbarkeit wegen wird die Mehrzahl in der Arbeit durch die grammatikalisch männliche Form ausgedrückt, wobei weibliche und männliche Subjekte gemeint sind.

gestellung liegt auf der Hand, denn die Spannungen zwischen diesen unterschiedlichen Kulturmustern kommen erst in den sozialen Beziehungen eindeutig zum Vorschein. Hier stellt sich die Frage, wie diese Beziehungsmuster im Alltag adaptiert und verhandelt werden: Was erfolgt konkret? Wie verändern sich also die kulturellen Identitätskonstruktionen auf lokaler Ebene?

Diese unterschiedlichen Fragenkomplexe, d.h. die demokratietheoretische Legitimationsfrage, die allgemeinsoziologische Fragestellung zur transnationalen Vermittlung von (nationalen) Soziabilitätsmustern und die mikrosoziologische Frage nach der Verhandlung kultureller Differenzen werden in der brasilianischen wissenschaftlichen Debatte meines Erachtens nicht in der geeigneten Form thematisiert. Es haben sich in den letzten Jahren zwei Diskussionsflügel gebildet, die sich als konträr zueinander darstellen. Die erste Strömung entspricht den *racial studies*, eine Schule, die im Anschluss an die US-amerikanische Diskussion den Rassismus in Brasilien als Folge eines fehlenden politischen Bewusstseins seitens der Schwarzen betrachtet: Würden diese Bevölkerungssegmente ihre »schwarze Identität« in den Vordergrund stellen, so würden sie den Rassismus bzw. die Rassisten besiegen. Die Kritiker der *racial studies* hingegen gehen von einer integrationsfähigen Nationalkultur aus, von der die Schwarzen mit dem afro-brasilianischen Vermächtnis – im Unterschied zu den USA – schon lange ein Bestandteil seien. Dies habe zur Entfaltung von Identitätsmustern geführt, die nicht in das Gegensatzpaar schwarz-weiß umgeschrieben werden können. Deshalb müsste der Antirassismus in Brasilien seinen eigenen Weg finden und jeder Versuchung, US-amerikanische Erfahrungen nachzuahmen, widerstehen.

Sowohl die Vertreter der *racial studies* als auch ihre Kritiker scheinen eine grundlegende Tatsache zu verkennen: die transnationale Einbindung ihres Diskussionsgegenstands. Dabei gehen die Vertreter der *racial studies* von einer einfachen Übertragung kultureller Identitätsmuster und der damit zusammenhängenden antirassistischen Politik von den USA auf Brasilien aus, als ob eine einzige universelle Entwicklungslinie bestehen würde, die zur Überwindung des Rassismus führt. Ihre Kritiker beschreiben dagegen die nationale politische Arena als den einzigen Handlungsort, an dem Politik betrieben wird. Beiden Strömungen gelingt es nicht, die kulturellen und politischen Vermittlungen zwischen transnationalen Foren und dem nationalen Kontext wahrzunehmen. Genau hier setzt die vorliegende Arbeit an.

Auf der Suche nach derartigen kulturellen und politischen Scharnieren gehe ich zunächst auf eine theoretische Debatte ein, die unter dem unpräzisen Stichwort Kosmopolitismus und seinen Derivationen Kos-

mopolitisierung wie auch kosmopolitischer Zustand geführt wird. Der Begriff umfasst äußerst unterschiedliche wissenschaftliche und politische Programme und erfährt jüngst eine Renaissance.

Coulmas (1990) zufolge wurde das Wort *kosmopolites* zum ersten Mal von Diogenes (412-323 v. Chr.) gebraucht. Seitdem sei der Traum von einer friedlichen und grenzlosen Welt eine »Menschheitssehnsucht« geworden, die trotz Rückzügen in der Geschichte immer wieder kehrt. Demnach prägte die Stoa das Kosmopolitismus-Konzept, »das für die hellenistischen und die Jahrhundert des Römischen Reichs, ja bis zur Gegenwart maßgebend geworden ist« (Coulmas 1990: 113). Es handelt sich dabei um eine kosmopolitische Gesinnung, die mit der Vorstellung assoziiert ist, »in übergreifenden Zusammenhängen zu leben, sich als Brüder [und Schwestern] in einem einzigen irdischen Gemeinwesen zu fühlen« (ebd.: 115). Dennoch bleibt die »Menschheitssehnsucht« Kosmopolitismus bislang ein utopischer Vorstellungshorizont ohne eine konkrete Verwirklichung.

Geht man vom Versuch Coulmas' aus, die Geschichte des Kosmopolitismus zu rekonstruieren, so lässt sich ein gemeinsames Defizit an allen von ihm untersuchten Konzepten feststellen, nämlich ein gewisser Ethnozentrismus – d.h. die Annahme, dass die Entgrenzung der Welt unter dem Vorzeichen einer »bestimmten Kultur« erfolgen soll. Schon der stoische Kosmopolitismus, der in der Verschmelzung der Völker eine Möglichkeit zur Überwindung jeglicher Streitigkeiten sah, konnte ohne die Annahme einer hellenistischen Hegemonie nicht auskommen, wobei die »hellenistische Lebensform« als »höhere Zivilisation« empfunden wurde (ebd.: 137).

Auch der moderne Kosmopolitismus, der auf die Humanisten der Renaissance zurückgeht und im 18. Jahrhundert anhand der Arbeiten von Gelehrten wie David Hume (1711-1776) und Immanuel Kant (1724-1804) deutliche Konturen annahm, basierte auf der Prämisse, dass die »europäische Zivilisation« ein kulturelles Entwicklungsstadium darstelle, von dem »andere Völker« noch weit entfernt seien (vgl. Mignolo 2002).

Das Novum in der heutigen Kosmopolitismusdiskussion besteht genau darin, dass einige Ansätze auf eine vorausgehende Hierarchisierung unterschiedlicher Kulturen verzichten wollen, um der »Herausforderung Vielfalt« (Wagner 1999) gerecht zu werden. Es gilt also nicht der Etablierung einer Weltordnung, die nach den »kosmopolitischen« Vorstellungen einer bestimmten Gruppe (Griechen, Christen, Europäer usw.) gestaltet wird, sondern solch einer, die die Koexistenz kultureller Differenzen und gleichzeitig die weltweite Beachtung minimaler individueller Rechte sichert (vgl. Pollock et al. 2002, Delanty 2006).

Dieses diffuse politische Ideal findet seine Entsprechung in der erkenntnistheoretischen Debatte darüber, wie sich die Sozialwissenschaften von ihrer angeborenen Fixierung auf ein als einheitlich idealisiertes »europäisches Gesellschaftsmuster« lösen können. Es handelt sich um Versuche, den trans- bzw. postnationalen Charakter gegenwärtiger Transformationsprozesse zu erfassen. Dabei wird festgestellt, dass die nationalstaatlichen Grenzen nicht immer eine sinnvolle analytische Einheit für die soziologische Untersuchung definieren, da sich die sozialen und kulturellen Prozesse sowie das politische Handeln oft nicht danach orientieren. Die Sozialwissenschaften allerdings erhielten nach dem Zweiten Weltkrieg ihre gegenwärtigen institutionellen und intellektuellen Konturen im jeweiligen nationalen Raum unter der Hegemonie der Modernisierungstheorie. Dies führte dazu, dass die unterschiedlichen nationalen Gesellschaften je nach dem Ähnlichkeitsgrad mit den so genannten nordatlantischen Gesellschaften<sup>2</sup> auf einer Modernisierungsskala verortet wurden: je ähnlicher desto moderner (vgl. Therborn 2000: 50, Tucker 1999, Spohn 2006)<sup>3</sup>. Die dabei gebildeten Kategorien, Methoden und Indikatoren büßen im Zug einer Entgrenzung sozialer Phänomene jedoch ihre analytische Schärfe ein.

Der »epistemologische Kosmopolitismus« (Beck 2004) dagegen sollte die Überwindung jeglicher angeborenen Koppelung von Sozialwissenschaften und Nationalgesellschaften herbeiführen und Folgendes versuchen:

- 1) Gemäß des universalistischen Anspruchs, der die Geburtsstunde der Sozialwissenschaften prägte, ist man zwar weiterhin bestrebt, generalisierbare Aussagen zu formulieren, ohne aber dabei kontrahegemoniale Ansichten außer Acht zu lassen.
- 2) Im Anschluss an die Tradition lokaler Studien, will man die konkreten Kontexte berücksichtigen, in denen die sozialen Interaktionen stattfinden. Das Interesse für das Partikuläre muss aber mit vergleichenden Bemühungen einhergehen.

---

2 Nordatlantik entspricht hier weniger einer geographischen Region als einer ideologischen Konstruktion, wonach die Welt in moderne Industriegesellschaften und vormoderne Gesellschaften unterteilt wird. Dabei umfasst der Nordatlantik hauptsächlich die westeuropäischen und nordamerikanischen Gesellschaften (dazu Therborn 2000; eine eingehende Kritik dieser Repräsentation findet sich in Kapitel 3 des vorliegenden Buches).

3 In Anschluss an F. Tenbruck stellt Wagner (1999: 12) fest, dass die Soziologie von einem »Ein-Gesellschaftsmodell« seit ihren Anfängen geprägt wurde, wobei die unterschiedlichen Gesellschaften »samt und sonders zu Exemplaren eines Genus reduziert« werden. Damit erfasst man *regionale Differenzen* im Rahmen der Weltgesellschaft als unterschiedliche Stadien einer *funktionalen Differenzierung*, die eigentlich überall ähnlich erfolgt.

- 3) Eine neue (kosmopolitische) Perspektive müsste die Rolle nationaler Institutionen adäquat würdigen, ohne davon allerdings einen einzigen Transformationsweg abzuleiten.

In diesem Buch werden drei im Rahmen jüngster Debatten einflussreiche Kosmopolitismus-Konzepte kritisch behandelt: das Modell von Jürgen Habermas, das Konzept von Anthony Giddens und Ulrich Beck sowie postkoloniale Konzeptionen.

Das kosmopolitische Plädoyer von Habermas zielt auf die weltweite Umsetzung der Menschenrechte. Danach stellen die Menschenrechte und der Rechtsstaat die erfolgreiche Antwort Europas auf die Prozesse der Säkularisierung und der Individualisierung dar, die mit der Entfaltung der Moderne im 18. und 19. Jahrhundert einhergehen. Da die »anderen« Gesellschaften mit der »modern condition« heute in ähnlicher Weise konfrontiert seien wie seinerzeit Europa, könnte die Ausdehnung der Menschenrechte das Entstehen eines kosmopolitischen Zustands fördern, in dem kulturelle Differenzen harmonisch koexistieren.

Die Kosmopolitismusvorstellung, die aus den Ausführungen von A. Giddens und vor allem U. Beck zur »reflexiven Modernisierung« hervorgeht, beruht ebenfalls auf einem zentrifugalen Modell, wonach sich eine von westeuropäischen Erfahrungen abgeleitete Reflexivität im Zug der Globalisierung weltweit durchsetzt. Daraus folge die Entstehung »klügerer Menschen«, denen die Interdependenz aller Weltregionen sowie das Gewicht des eigenen Handelns ersichtlich würden.

In der postkolonialen Begrifflichkeit dagegen können kosmopolitische Bestrebungen weder von einem Zentrum noch von mehreren Zentren ausgehen. Kosmopolitismus geht hier mit dem Versuch einher, eine dezentrierte Perspektive zu entwickeln, aus der heraus die Erfahrungen von »minoritarian modernities« (Pollock et al. 2002: 6) eine neue Relevanz erhalten. Dabei handelt sich nicht einfach darum, eine Fülle von nebeneinander stehenden Weltanschauungen zu würdigen, sondern vielmehr darum, die Ansichten derjenigen in den Vordergrund treten zu lassen, die zwischen den (nationalen, geschlechtsspezifischen, ethnischen u.a.) Grenzen leben.

Es bedarf sicherlich einer Rechtfertigung, warum ausgerechnet diese drei Kosmopolitismus-Ansätze für eine Untersuchung, die sich primär mit Fragen zum Rassismus und Antirassismus beschäftigt, hilfreich sein können. Hierauf gibt es eine doppelte Antwort.

Der erste Grund ist wissenschaftsinstitutioneller Natur und bezieht sich auf die Zirkulation sozialwissenschaftlicher Theorien und ihre Rezeption in den untersuchten Kontexten. Im Zuge der wissenschaftlichen Spezialisierung, die sich in den 1970er bzw. 1980er Jahren in Latein-

amerika vollzogen hat, schränken sich die ohnehin schon engen Räume für die Theoriebildung und die erkenntnistheoretische Diskussion noch mehr ein. Damit bleibt heute die makrosoziologische Reflexion über transnationale Prozesse weitgehend auf die Reproduktion und Diskussion von Ansätzen beschränkt, die in der Wahrnehmung lokaler Wissenschaftler den neuen sozialwissenschaftlichen Kanon bilden. Hier treten die habermasschen Beiträge zur postnationalen Konstellation sowie die reflexive Globalisierungstheorie von A. Giddens und U. Beck in den Vordergrund: Sie werden in Lateinamerika in weitem Ausmaß rezipiert und diskutiert, wobei sie auch eine breite analytische Anwendung finden. Mit meinen kritischen Ausführungen zu beiden Ansätzen in diesem Buch versuche ich folglich, zwischen der internationalen und der lateinamerikanischen Debatte zu vermitteln und dabei neben bereits erkannten und in der Fachliteratur aufgezeigten Unzulänglichkeiten dieser Theorien neue Impulse der Kritik zur Diskussion zu stellen. Die postkolonialen Studien gelten für viele wiederum als Möglichkeit, eine über den bisherigen Eurozentrismus hinausgehende Sozialtheorie zu entwickeln (Conrad/Randeria 2002b). Deshalb scheint es mir wichtig, die analytische Tragfähigkeit postkolonialer Studien im Rahmen einer konkreten Untersuchung auf die Probe zu stellen.

Der zweite und wichtigere Grund, weshalb die Ansätze von Habermas, Giddens und Beck sowie die Postkolonialismusforschung in diesem Buch berücksichtigt werden, ist analytischen Charakters. Es handelt sich um die oben beschriebenen Kernfragen, die hier untersucht werden sollen: i) die demokratietheoretische Frage um die Legitimation weltweit verbreiteter Geltungsansprüche, ii) die allgemeinsoziologische Frage zur transnationalen Vermittlung von Soziabilitätsmustern und iii) die mikrosoziologische Frage zur Verhandlung von Identitätskonstruktionen.

Die drei gewählten Ansätze beleuchten jeweils eine Untersuchungsdimension, wobei die Spannung zwischen Theorie und Empirie das Buch durchzieht. Dementsprechend gehe ich vom habermasschen Beitrag zur postnationalen Konstellation aus, um das Problem der Legitimation zu untersuchen. Nützlich für die Untersuchung scheint vor allem die Diagnose Habermas' zur fehlenden Balance zwischen einer systemischen Weltintegration und der noch überwiegend national verankerten deliberativen Gremien. Seine politischen und theoretischen Antworten auf das erfasste Problem lassen sich auf den untersuchten Fall allerdings nicht übertragen, denn der Lösungsansatz des Autors setzt eine von Europa aus gesteuerte Verbreitungsgeschichte der Menschenrechte sowie eine von machtpolitischen Interessen emanzipierte »Weltbürgergesell-

schaft« voraus, die in den hier analysierten Kontexten keine Entsprechung finden.

Die Ausführungen von A. Giddens und U. Beck zur globalen Ausdehnung einer »reflexiven Moderne« beleuchten die Suche nach den konkreten Prozessen, wie bestimmte Soziabilitäts- und Subjektivitätsmuster transnational vermittelt werden. Hier bleibt das Verhältnis zwischen untersuchtem Fall und Theorie ebenfalls angespannt: Die Theorie der reflexiven Moderne macht zwar auf die Entgrenzung des Sozialen aufmerksam; im Vorfeld der Untersuchung definiert sie jedoch unter vielen anderen konkurrierenden Prozessen das Reflexiv-Werden des Selbst als *die* zentrale Transformationsachse. Diese theoretische Präferenz lässt sich gegenüber der vorliegenden Fallstudie nicht rechtfertigen. Nicht der Abschied von (modernen) Traditionen und auch nicht reflexive Individualisierungsprozesse, die erst in einer »zweiten Moderne« entstehen, stehen im Mittelpunkt der Erörterungen, sondern vielmehr eine Kritik, die aus einer immer schon ambivalenten Einbindung des *Black Atlantic* in die Moderne hervorgeht.

Die postkolonialen Studien wiederum dienen meiner Arbeit als mikrosoziologischer Ausgangspunkt für die Untersuchung kultureller Verhandlungen, die sich im Zug der Transnationalisierung des Antirassismus ergeben. Besonders viel versprechend zeigt sich hierfür der postkoloniale Kulturbegriff, der nicht auf geographisch vordeterminierten Kultureinheiten, sondern auf der Artikulierung kontingenter Differenzen gegründet ist. Das postkoloniale Kategoriensystem wird in diesem Buch zu einem wichtigen Werkzeug, um die im Untersuchungsfeld beobachteten multiplen Konfigurationen und Rekonfigurationen der Identitätskonstruktionen zu erfassen.<sup>4</sup>

Damit kommen wir zum Aufbau des Buches. Das Kosmopolitismus-Konzept von Habermas, Giddens und Beck sowie der postkolonialen Studien werden jeweils in den Kapiteln 1, 2 und 3 erörtert. Die Darstellung der Theorien ist selektiv: Es wird hinterfragt, inwiefern der jeweilige Beitrag den Anforderungen eines »postnationalen« bzw. kosmopolitischen Ansatzes gerecht wird. Das besondere Interesse gilt ebenfalls der analytischen Bedeutung des betreffenden Ansatzes für die jeweilige Falluntersuchung.

In Kapitel 4 wird ausgehend von den erforschten Ansätzen auf die Vermittlungen zwischen nationalen und transnationalen Kontexten et-

---

4 Es sei schon vorgemerkt, dass die britischen *Black Cultural Studies* und vor allem die Arbeiten von Stuart Hall und Paul Gilroy hier auch zum postkolonialen Flügel gezählt werden, wobei *postcolonial* und *cultural studies* nicht deckungsgleich sind. In Kapitel 3 gehe ich nochmals darauf ein.



was genauer eingegangen. Mit dem Vorschlag eines Konzepts zu transnationalen Handlungszusammenhängen wird versucht, eine analytische Einheit zu definieren, die solche Vermittlungen verkörpert. Im Zentrum des Kapitels stehen Fragen der politischen Legitimitätsbildung sowie der Verhandlung kultureller Identifikation innerhalb transnationaler Handlungszusammenhänge.

Kapitel 5, 6 und 7 befassen sich mit der Fallstudie zum Rassismus und Antirassismus in Brasilien. Kapitel 5 gibt einen Überblick über neuere politische Veränderungen im Land, um zu verdeutlichen, wie sich jüngst ein transnationaler antirassistischer Handlungszusammenhang herausgebildet hat. Hauptgegenstand der Erörterungen in Kapitel 6 und Kapitel 7 sind primär nicht die Sozialgeschichte oder die brasilianische politische Realität, sondern (sozial-)wissenschaftliche Diskurse zum Thema Rassismus und Antirassismus. Dabei werden jeweils Diskurse zweier Epochen untersucht: die Debatte zum wissenschaftlichen Rassismus um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und die aktuelle Diskussion. In wissenschaftlichen Diskursen gewinnen Spannungen, die an den Schnittstellen zwischen transnational verbreiteten Geltungsansprüchen und lokalen Rezeptions- und Umdeutungsprozessen entstehen, zugespitzte Konturen. Dementsprechend zeigt die Rekonstruktion der Debatte am Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts, wie die aus Europa importierte Überzeugung, dass die Weißen überlegen sind, die unterschiedlichen Nationsprojekte prägt und damit dem Rassismus eine »moderne«, also »wissenschaftliche« Legitimation verschafft. Führt man sich diese Debatte vor Augen, so wird der idealistische Charakter jener Vorstellung deutlich, die die historische Vormachtstellung Europas in Sachen Menschenrechten verabsolutiert.

Die in Kapitel 7 erfolgte Rekonstruktion gegenwärtiger Debatten in Brasilien sowie die Schlussfolgerungen heben die Schwierigkeit hervor, die komplexe Vermittlung zwischen lokalen, nationalen und transnationalen Handlungszusammenhängen zu erfassen. Es mangelt dabei ebenfalls an analytischen Instrumenten, die die Umgestaltung lokaler Identitätskonstruktionen im Kontext antirassistischer Kämpfe durchschauen lassen: Die brasilianischen Sozialwissenschaftler oszillieren ja zwischen dem Lob einer »mestizischen« Nationalkultur und dem Plädoyer für mehr *racial identity*. Um eine analytische Position jenseits von diesen beiden Diskussionsflügeln zu finden, greife ich auf die dargestellten Kosmopolitismus-Ansätze zurück sowie auf die kritischen Fragen, die an sie adressiert werden. Demzufolge schlage ich eine Antwort auf die erwähnte Legitimationsfrage vor, in welcher die Artikulierung zwischen transnationalen Handlungszusammenhängen und der innenpolitischen Meinungs- und Willensbildung in den Vordergrund tritt. Transnational

verbreitete Geltungsansprüche werden also erst legitimiert, nachdem sie die institutionellen und öffentlichen Hürden auf nationaler Ebene überwinden. Die allgemeinsoziologische Frage zur Vermittlung zwischen unterschiedlichen Soziabilitätsmustern wird, anders als bei A. Giddens und U. Beck, nicht durch die theoretische Neigung zur reflexiven Subjektivität vorab beantwortet. Man muss hier mikrosoziologisch untersuchen, wie diese konkreten Muster interagieren, und in unserem Fall, welche spezifischen Umformungen der ethnischen Beziehungen dabei entstehen. Derartige Untersuchung findet bei den postkolonialen Ansätzen eine effektive Unterstützung.